

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922

12.2.1922 (No. 7)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 7



12. Febr. 1922

Karl Joho / Zur Einführung.

Am dritten Februartage 1912 ist in Karlsruhe Hermann Dejer gestorben; heute, nach zehn Jahren, weint ihm noch in bestimmten Kreisen stille Liebe und stille Verehrung nach. Er war ein Eigener und keiner für die Menge. Die rauschende Welt ist gleichgültig an seinem Werk vorbeigegangen. Hermann Dejer war ein inniger Verehrer Thomas Carlyles und Eörens Kierkegaards. Ist da nicht gleich erklärt, daß ein Jünger dieser Innenmänner nicht in die laute Masse dringt? Auch er war ein Gottsucher und Ringer um die letzte Erkenntnis. Er bekehrte und verehrte nicht den Katechismuskott und den Machejawah des Alten Testaments, noch weniger gab er sich dem flachen Begriff eines Pantheismus hin, der oftmals nur aus Schönheitstrunkenen Worten besteht. Er suchte und fand, ein moderner Mystiker, soweit Menschen darin an das Ziel kommen können, den lebendigen Gott, der da ist, der da war und der da sein wird in Ewigkeit. Männer dieser Weisheit geben ihren Freunden und Mitmenschen, ganz genau genommen, mehr durch ihre Persönlichkeit als durch ihre gedruckten Gedanken. Die verlieren sich in Gängen und Wirrspuren, die nur ein ganz Gleichgearteter mit Vollgenuß begehen kann. So erklärt es sich, daß Hermann Dejers — übrigens auch nicht zahlreiche — Werke nicht in große Kreise gedrungen sind. Die sie aber lesen und mitleben können, verehren sie als Kleinod, das sie in den Stunden der Beschaulichkeit und Einsamkeit blitzen lassen als einen Strahl Himmelslicht. Der Stadtpfarrer Paul Jäger in Freiburg ruft dem Dichter nach: „Er war wie eine Harfe. Und was seine Bücher geben, sind einzelne abgerissene Klänge, die eine Ahnung erwecken von der Fülle ewiger Melodien.“

Hermann Dejer wurde geboren am 27. November im Jahre 1849 zu Lindheim in Hessen als Sohn des unter dem Namen Otto Glaubrecht früher populär gewordenen Schriftstellers und Pfarrers Rudolf Dejer. Sein Studium ging zunächst durch die Theologie, dann trat Dejer in den Lehrerberuf, promovierte in der Philosophie und kam schließlich als Direktor an das Lehrerinnenseminar Prinzess-Wilhelm-Stift in Karlsruhe. An dieser weitwirkenden Stelle konnte der Sämann über ein Menschenalter seinen Samen streuen in frische, empfängliche Gemüter, die selbst wieder berufen waren, den Sämann für Kinderherzen zu machen. Viele hundert badische und außerbadische Lehrerinnen sind zu Füßen ihres verehrten Direktors gesessen. Wohl keine ist, die nicht noch heute seinem Andenken Ehre zollt. So wirkt sein Werk von Geschlecht zu Geschlecht.

Dejer hat ein Hausbuch aus deutscher Dichtung und Prosa für die Zwecke der Frauenbildung und eine Schrift: „Kunst und Künste“ herausgegeben. Eigene Dichtungen von ihm sind erschienen: Vom Tage (1888), Stille Leute (1890), Des Herrn Archemoros Gedanken (1891), Am Wege und Abseits (1893), Midaskinder (1898), Aus der kleineren Zahl (1904), Zweiflimmen (1908). — Nach Hesselbachers Badischer Literaturgeschichte hat das dichterische Werk Dejers durch Delan Lie. Günther eine eingehende kritische Würdigung in den Deutsch-Evangelischen Blättern 1896 erfahren, worauf besonders interessierte Leser aufmerksam gemacht seien. Hesselbacher selbst, wohl der beste Kenner des Dichters und Denkers Dejer, kommt in dieser Gedächtnisnummer zusammen mit Paul Jäger und einer Schülerin, Margarethe Wirsner, zu maßgeblichem Gehör. — Wie schon gesagt, ist Dejer kein Schriftsteller für die Allge-

meinheit, wer aber seinen verschleierte, eigenartigen Gedanken nachgeht, wird überreich belohnt. Der Titel eines seiner ersten Bücher: „Stille Leute“ ist bezeichnend auch für die folgenden. Selbst zu den „Stillen im Lande“ gehörend, die abseits der großen Heeresstraße ihre eigenen Wege gehen, redet er von und für stille Seelen, die sich aus der „Unrast nach der Rast“ aus der rätselvollen Unvollkommenheit nach der goldklaren Vollkommenheit sehnen. In Leben, in Kunst, in Religion. Mit dem durchdringenden Auge der Liebe sieht er hinter der oft unpraktischen und verträumten Außenseite die tiefe Sehnsucht der Seele, das, was ihr als Ewigkeitsoffenbarung geschenkt wurde, auszulieben. Seine ersten Bücher zeigen mehr den Erzieher, der helfen möchte, das Recht der Seele auf freie persönliche Entfaltung zu retten. Kurze Gespräche, kleine Skizzen, Aphorismen, mit scharfer und unbarmherzig wahrer Beobachtungsgabe dem Alltagsleben entnommen, sind die äußere Ein- und Auskleidung für seine Gedanken und Lebensweisheiten. Viele seiner Arbeiten sind durchzogen von einer feineren Ironie, deren Grund aber Herzlichkeit, nicht Geistesfreiheit ist. Er will durch Spott helfen, nicht verletzen. Sein Stil ist manchmal kraus und eigenwillig, an Jean Paul gemahnend, aber die Sprache ist dann wiederum scharf umrissen und knapp. „Midas-kinder“, „Aus der kleineren Zahl“, „Zweiflimmen“ bringen größere Erzählungen, bei denen in der Regel eine persönliche Erinnerung den Rahmen bildet. Stofflich bietet Dejer nicht viel, seine Handlungen spielen innen. Bezeichnend für den im guten Sinne einseitigen Charakter Dejers ist, daß er nur wenig Gedichte veröffentlicht hat und dabei die Form des Sonetts bevorzugt. In knappster und kunstreicher Form bringt er darin eine Fülle von Gedanken. In seinen „Midaskindern“ — das sind bei Dejer glückhafte Menschenkinder, denen sich durch lauterem Blick die Welt in Gold verwandelt muß im Gegensatz zu den Finstern, nur Leid sehenden — findet sich in Kapitel 9 folgende Stelle, die uns aller näheren Charakterisierung entbehrt: „Von Gott gewichen, nach heim verlangend, wandert die Seele, bis ihr Innerstes, das kein Willensforscher ableiten und auflösen kann, der aus der Welt Gottes mitgebrachte, heimlichste Kern sich von den fremden Flocken befreit hat, die sich ihm in der Verhaftung in die körperliche Welt angeheftet haben; die Midaskinder tragen aber aus Fernen eine Seele in unsere Zeit, die in immer wachsender Andacht und Gottesliebe von Stern zu Stern näher zur Heimat die wunderbaren Kreise der Entwicklung zieht und hier schon dem Ewigen näher ist, als andere noch tief in der Zeit und der Materie Verhafteten. Sie trinken aus dem heiligen Kelche der Schönheit dem Vater aller Seelen den Morgengruß zu, wenn die Läden aufspringen und die Türen sich zur Tagesarbeit öffnen, und sie grüßen mit diesem Kelche den heiligen Osten, der sich im Todesfeuer des Westens vorbereitet: Gott geht in ihnen nicht unter wie die irdische Sonne. Siehe er ist bei ihnen alle Tage und Nächte!“

Und so hat der Mann und Dichter, als er zum Sterben kam, Tennyson in den Versen „Todesstunde“ nachgedichtet:

Sei's auch, daß die Fahrt sich richte,
wo sich Raum und Zeit beschränkt —
streb' ich doch zum Angesichte
dessen, der die Fahrt lenkt.

Karl Hesselbacher / Hermann Dejer als Künstler.

Es war im Jahr 98 — ich stand am Zeitungsgeßtel der Landesbibliothek und blätterte in allerhand Neuheiten und Neuigkeiten herum. Da fiel mein Auge in einer Nummer der „Grenzboten“ auf den Titel: Midaskinder, Erzählung von Hermann Dejer. Ei sieh da, Hermann Dejer ist Dichter? Ich kannte ihn als einen geistvollen Plauderer, der die Blicklichter seines „Herrn Archemoros“ in der „Christlichen Welt“ hatte aufsprühen lassen — und seither war er mir als ein scharfer Beobachter der menschlichen Schwächen und als einer der wenigen Träger eines neuen wahrhaftigen Christentums in der Welt jener trostlosen Gesinnung des Erdensinnes teuer geworden. Aber — nun sehe ich, er ist ein Dichter und setze mich mit glühendem Eifer hin, seinen Spazierwegen durch den frischen Buchenwald der heßischen Hügelwelt zu folgen. Dejer muß mir ganz besonders die Seele gewinnen, dachte ich. Und als beim ersten Lesen etwas aufsprang von jenem heimlichen Wärmen, das wie das behagliche Brennen eines lieben Herdfeuers durch die Geschichten seines Vaters D. Glaubrecht geht, war mir mein Herz geangen. Das war die innige Liebe zu Welt und Menschen und derselbe Herzton einer feinen zarten Frömmigkeit, die aus dem Kreis der „Stillen im Lande“ stammt, aus dem auch ich einst gekommen war und zu dem ich mein Leben lang eine — freilich von meiner Seite aus sehr einseitige, längst nicht mehr erwiderte — Liebe in der Seele trage.

Aber — es war eigenartig! Beim Weiterlesen erlahmte meine Freude an diesen Wanderwegen des Erzählers. Es war dem jugendlichen Geist zu viel des Schlenderns und Verweilens an allerhand schönen Blüten des Begrandes und an allerhand ungeahnten Durchblicken durch das Waldgestrüpp — es war mir zu wenig Handlung. Zuviel Beschaulichkeit. Zu viel Sinnen und Fragen. Ja, daß ich eine ganz ehrliche Beichte ablege, es war mir zu viel des Geschwürfels, des knusigen Rantenwerks, das um die köstlichen Gedanken sich wob und manchmal eine Form annahm, die mehr an die wunderlichen Gepräzheiten des Barock erinnerte als an die edle Einfachheit der Gotik. Und ich vermiste vor allem — die Handlung. Junge Leute wollen, daß ein Erzähler — erzähle. Sie wollen, daß etwas „los sei“ in der Geschichte. Sie mögen nicht still sitzen und die ruhevollste Schönheit einer Landschaft betrachten — sie wollen wandern. Damals habe ich die „Midsaskinder“ beiseite gelegt und gedacht, das sei etwas für die Alten, und ich beschloß, sie aufzuheben, bis ich selbst zu den Alten gezählt werde.

Das war meine erste Begegnung mit Hermann Dejer, dem Dichter.

Ich erzähle sie deshalb, weil ich weiß, daß es manche gibt, die jetzt noch so über ihn denken. Und die darum in kein rechttes Verhältnis zu ihm kommen können. Ich entsinne mich eines Gesprächs mit einem feinen Kenner unserer heutigen Dichtkunst. Er rief: „Gehen Sie mir mit Dejer — er gehört zu den ‚Prezibösen‘!“ Dies Urteil in seiner schroffen Ablehnung hat mich bitter geschmerzt. Aber hintendran mußte ich mir sagen: Ist es dir nicht ebenso gegangen beim ersten Blick in seine Dichtwelt? Und ich gebe heute unumwunden zu: Dejer gehört zu den Menschen, die erobert werden müssen. Sie erschließen sich nicht gleich beim ersten Blick, und sie erschließen sich auch nicht jedem. Nicht einmal jedem Ernsten und Besinnlichen. Es geht ihm darin genau so, wie es manchen Starren und Großen bei ihm selbst erging. Er lehnte sie ab, und keine Rede und Gegenrede mochte ihn umzustimmen. Schiller war ihm seiner Lebtag im Grunde ungenießbar. Er war dem Zarten zu „laut“. Dejer konnte nie Posaunenstöße ertragen, er liebte die Geige und das Cello. Aber genau wie er in seiner Liebe und Abneigung sehr entschieden war und kein „Verstehenwollen“ schätzte, so geht es ihm: man muß ihn entweder lieben, von ganzem Herzen — oder man kann nichts mit ihm anfangen.

Das tut gar nichts. Denn es ist ein gutes Zeichen, wenn einer nicht aller Welt Liebling ist. Dann ist er eben ein Besonderer. Und die Besonderen sind die Starren. Sie haben viel zu sagen und viel zu geben, und daß sie stolz ihre Eigenwege wandern, nimmt ihnen niemand übel. Dafür sind sie auch keine Tagesgrößen, die vom Tag getragen und vom anderen Tag verschlungen werden auf Nimmerwiedersehen. Sie strahlen in ihrer stillen Mafestät, wenn längst „der Rafetenspuk der Lieben Kleinen verweht ist“.

Aber die Frage bleibt dennoch offen: ist Dejer ein Dichter oder ein — nun, gebrauchen wir das häßliche Fremdwort — Essajst? Wäre er das letztere, so bedeutete das keine Aburteilung. Man kann auch neben Montagne stehen. Und Dejer darf sich neben dem geistreichen Franzosen sehr gut sehen lassen.

Und doch, ich möchte alle, die an Dejers Dichtkraft zweifeln, einmal einladen, ein Gedicht zu lesen wie etwa:

Die Insel

Dort lag sie klein, eine flache Au,
Von Anemonen, von Veilchen blau
Wie ein Estrich bedeckt.
Ihr Dach war aus Blatt und aus Blüten gewebt,
Von des Sommers Atem lind und nur umschwebt,
Wo Sonne und Regen und Sturmesgebräus
Den Weg nicht erzwang in dies dämmernde Haus.
Ein Geschmeide von Wiesen und Tannen bunt,
Umspült von der Blut, die dunkel erblaut,
Weil Felsen und Wolke ernst ihn beschaut,
Eines Sees purpurnen Grund.

Kann man den verjüngten heimlichen Zauber eines fleckleins Waldsee tiefer, reiner und heiliger empfinden? Dies eine Lied zeigt den wahren Dichter. Und in all seinen Büchern stehen sie zerstreut, diese Offenbarungen des Atems der vergänglichen Welt, durch die der Strom eines Lebens aus dem Ewigen rollt.

Und wer meint, Dejer als Erzähler habe zu wenig zu erzählen, dem möchte ich die köstliche kleine Liebesgeschichte aus „Sommerwärts“ anempfehlen mit ihrem heiteren Plauderton, der wie ein Aufsuntern von einer Goldschale im Licht eines Maimorgens glänzt. Oder die Geschichte vom „Guadutzsch“ in „Stille Leute“, in der die Geschichte eines ganz Einsamen erzählt wird, die Geschichte eines „Ewigen Deutschen“, dessen Reich die Tiefe einer großen Seele und dessen Kraft der Blick in die Himmelswelt ist, der in seiner ganz unfaßbaren Erscheinung hinausragt über viele, die an Markt und Straße stehen und die Welt erfüllen mit ihrem Getös, ohne daß dies Getös wirklich zur Musik wird. Das kann nur einer schaffen, der wirklich etwas zu erzählen hat. Ein geborener Erzähler. Man muß nur das Erzählen richtig verstehen, nicht als das Aneinanderreihen von allerhand spannenden Geschehnissen, sondern das liebevolle Vertiefen in ein Stück Menschenschicksal, in dem — die Menschheit selber uns rätselvoll und wunderbar aufsteigt.

Damit sind wir aber zum Herzpunkt des Dejerschen Dichtens gelangt. Er nennt nicht umsonst seine Bücher „Stille Leute“ und „Am Wege und abseits“, „Aus der kleineren Zahl“. Darin liegt seine Seele. Er ist nun einmal der zur Seite Stehende, der nicht mit dem großen Strom schwimmen kann, der Freie, den das Schlagwort des Tages nicht beirrt, der Eigene, der nicht vor den Höhen der Vielen kniet. Dafür aber hat er sich den gesunden klaren Blick bewahrt für die Scheidung des Menschlichen vom Allzumenschlichen. Und das Schöne und Wahrhaft-Menschliche ist ihm immer ein Gruß des Göttlichen. Das sind seine Lieblinge, die in Gottes wunderbarer Stille gehen, von seinem Hauch atmend, von seinem Licht durchsonnt. Die Menschen des großen Ahnens, die den Schatz ihres Inneren heilig halten. Jene Menschen, die nach einem schönen Wort von Emil Götts „aus heiligen Quellen schweigend schöpfen“, die viel mehr besitzen, als sie selber zu glauben wagen, und die nur stammeln können von dem, was an Wunder und Kraft sie durchströmt. Das heilige Schweigen der Seligen hat es ihm angetan. Die „Karreitagsfrau“, die vor der ewigen Liebe im Staube liegt, und der Reiche, dessen Güter das Schweighäuschen und die Gedankenmühle sind. Es liegt über ihnen der Zauber des Unausgesprochenen und Unausprechbaren. Es sind Gestalten, die wie ein Landschaftsbild im Duft eines Herbstmorgens vor einem liegen: je tiefer man hineinschaut, umso mehr haben sie zu offenbaren, bis schließlich der Blick ins Unendliche hineintaucht und ehrfürchtig vor diesem Unendlichen stille wird. Darum hat seine Sprache, die immer auch die Sprache seiner Helden ist, etwas Schwebendes, wie ein Klang, aus unaussprechbaren Tiefen stammend, die Seele rührt, daß sie mitsingen muß, auch wenn sie des Tones nicht habhaft werden kann. Er liebte die Menschen der „Inneren Musik“ und schaute mit gütigem Erbarmen auf die Vortrefflichen, die Pflichtnaturen und Arbeitsmaschinen, die von dieser inneren Musik nichts wahrnehmen. Darum sind sie alle, Emanuel Lohrhaupt sogar wie der alte Pfarrer und der Präzeptor Möhrle voll dieser inneren Musik, und die Ohren, die diese Musik vernehmen, dürfen in die Geheimnisse des Seelenlebens schauen, in denen eine göttliche Harmonie der Sphären sich kundtut. Es sind immer „kleine Leute“, die Dejer findet und liebgewinnt. Solche, die von dem Glanz der Welt nichts besitzen, aber auch nicht danach verlangen. Denn sie sind Hungernde und Dürstende, die nach der „Gerechtigkeit“ verlangen, die ihnen die Welt nicht gibt und nicht geben kann. Es sind Gestalten, hinter denen der verklärte Christus steht, so wie ihn die deutsche Seele schaut, die Vereinigung von Weltüberlegenheit und Gottinnigkeit, darum von einer alles überwindenden Liebe und von einem alles bezwingenden Glauben. So muß

man die „Midasfunder“ lesen, dann werden sie voll heimlichen Lebensfeuers: „Midasfunder“ sind lauter. Lauter ist ein tiefer Begriff — rein, unschuldig kommt nicht dagegen auf. „Midasfunder“ sind lauter, sie sind bemüht um die Unschuld der Sinne, des Denkens, des Urteilens, des Wollens, des Sprechens, der Handlungsweise — da ist Lauterkeit. „Heiliges Ziel!“ schrieb der junge Wanderer auf seiner Wallfahrt nach dem Montsalvatich des Gemütes.

Es versteht sich beinahe von selbst, daß ein Dichter von dieser Weltabgewandtheit eine Natur eines großen Humors werden mußte. Denn ihm erschließen sich die Schwächen des lauten Tages. Er sieht im Kleinsten und Unscheinbarsten die Bünde des Narrengeichts im „Markt der Eitelkeiten“. Zwei Mauerer reden miteinander über einen Stein, der zum Bau hinaufgetragen werden muß. „Do leir' jo!“ ruft der Eine dem Andern zu. Die feine Dame die vorübergeht, räuspert ihre Nase über diesen gemeinen Klang der deutschen Volkssprache. Aber kurz darauf wird ihr der Marquis Doletrio aus Portugal vorgestellt, und nun fließt ihr Mund über von dem Lobpreis der herrlichen klangreichen Sprache der südlichen Völker. Dies kleine Stück ist ein köstlicher Pinselfrich des lächelnden Humors Desjers, man sieht die Augenwinkel in den Faltchen des Schalkes sich legen — und man muß über Urteilen und Verurteilen der Vielen zugleich eine tiefe Behmut spüren. Oder wenn er das Ehepaar schildert, das sich vornimmt, niemals in übertriebenen Urteilen sich zu ergehen, jenes „himmlisch“, „überwältigend“ und ähnliche Ausrufe zu meiden, und die dann schließlich um ihrer Wahrhaftigkeit willen „ein unangenehmes Paar“ genannt werden, weil die Welt nun einmal die Wahrheit — unausweichlich findet. Wie steckt hier im freundlichen Bildchen die große Anklage über Leere und Gespreizte unseres ganzen gesellschaftlichen Wesens!

Aber eben darum wird dieser Humor nie gallig, er behält eine wunderbare Güte. Darin unterscheidet er sich von einer Natur wie Raabe, mit dem sein Stille manchmal eine eigenartige Klangähnlichkeit hat. Er ist nie zu dieser schwermütigen Weltverachtung hinabgesunken, die in „Abu Telsan“ und „Schüdderump“ sich kundtut. Denn in Desjer steht der Humor auf dem Boden einer unendlichen Liebe zu den Menschen. Mit weichen Händen streichelt er das Antlitz der Kummergebeugten und ehrt die Falten und Runzeln der Trauernden. Trauer ist ihm ein Stück der Gottesstille, in die hinein die Nieder des Ewigen tönen. Und so keunt er das Heiligtum des Schmerzes. „Deinen Vater trieb die Liebe, die große von Gott kommende Liebe, und ein Schmerz — ich weiß noch nicht, woraus sein Schmerz entsprang, aber es sah einer in seinem Gemüte und trieb ihn zum Meere, zu dem, der da war und ist!“

So wird sein Humor zur großen erhabenen Lebensweisheit. Er gehört zu den Führern, die unsere Zeit so bitter nötig hat, die aus dem Kleinen und Kleinlichen zu der Größe führen können. Unvergänglich müßten seine Prägungen sein: „Lasse die Flamme der Begeisterung nicht auslöschen, auch wenn die Suppe angebrannt ist!“ „du sollst nicht Vögel laufen“, „du sollst das Spalier nicht begreifen“, „du sollst keinen Nudelstein ausrollen“. Gewissensrufe in das Alltagsleben hinein, die aus dem „Tage, dem heute gewesenen Tage“ ein Stück Ewigkeit machen wollen, weil sie jede Stunde zu einer Station auf dem Weg zum inneren Werden, zum Reifen nach der Vollendung zu, gestalten. Es sind Worte, die dem Steigenden die kleinen Steine aus dem Weg stoßen, die ihn am Vorwärtstommen hindern. Hier wird seine Kunst wirklich zur Lebensgestalterin. Sie geht mit reinen Füßen durch den Staub der Straße, der nicht wagt, sie zu rühren.

Denn sie will das Höchste: ein gottverklärtes Menschentum. Es ist nicht das schlechteste Zeichen für die Freunde Desjers, daß sie vor allem sein „Chezuchtblüchlein“ lieb-

gewonnen haben. Dort hat er das wundervollste Bild eines Familienlebens gezeichnet, das ganz durchheilig ist von dem Licht aus der oberen Welt. „Geh ist ewige Anbetung — aber nicht eines durch das andere“, das ist sein Lebenswahrpruch. Und das geht wie ein goldener Faden durch all sein Dichten und Denken. Leben — heißt anbeten. Verührt sein von der Wunderwelt des Göttlichen, die in tausend Farben aufbricht wie das Glänzen der Sonne in den geschliffenen Flächen des Kristalls. Ihm durfte Kunst und Religion beinahe zusammenfallen, weil seine Kunst wirklich Religion, Gotterleben, bedeutet. Introite — nam et hic dei sunt! — tretet ein, denn auch hier ist Gott, schreibt er über die Lebensgeschichte des einfachen Schornsteinjägers Ehrenberger, der noch im Sterben an die arme Witwe denkt, die freudlos in ihrem Dachkammerlein sitzt und der er seinen Buchstapoch schickt, den Gottesgruß der Freude. So ist ihm Gott überall, wo Wahrhaftigkeit und Liebe im Bunde eine Seele bildnerisch gestalten, in Björnsons „Handschuh“ wie in Schellings „Alara“ oder in Feuerbachs „Gastmahl“ und in Beethovens Symphonien. „Die Kunst hat den göttlichen Auftrag, auf unsere Seele zu wirken, und es gibt ein Verhalten derer, die das Schöne aus innerer Seelennötigung lieben, das diesem Auftrag entgegenkommt.“ Eine „Nur-Kunst“ gab es für ihn nicht. Kunst war Seelensprache und damit Gottesoffenbarung. Sie ist Prophetin des Ewigen oder sie ist nicht. Sie steht in der Welt wie ein gotischer Dom, der seine Pfeiler in die Höhe reißt, bis sie der Blick nicht mehr erreicht, und durch dessen Farbenglut alles „Dir sei Ehre“ ruft. Und dabei ist er doch der Mensch unserer Gegenwart: eine Natur des inneren Ringens um Gott und Gottes Nähe. In einem seiner tiefsten Lieder hat er das ausgesprochen:

Wegwarte.

Dein göttlich Buch versprach mir mächtige Werke:
Daß mich unglanze deiner Gnade Schein,
Daß wieder ich geboren solle sein
Und in mir spüre der Erlösung Stärke.

So lehrst ichs einst aus meiner Bibel Blättern,
So sagt man heute in dem Haus des Herrn,
Ich aber wüßte zagen gar so gern,
Ob ich erfuhr den Reiz in heiligen Wettern?

Kein Priester hat die Zweifel mir beendet.
Nun harr ich still des seligen Erlebens,
Am Wege wartend wie die blaue Blume.

Inmitten wirren, buntgeschäftigen Lebens
Ist das ihr einziger Dienst am Heiligum,
Daß sie das Auge nicht vom Lichte wendet.

Das ist das tiefste Geheimnis des Desjerschen Dichtens: die Erschlossenheit für den Augenblick der Gotteserleuchtung. Nichts aus sich selbst, nichts Gemachtes, nichts Erzwungenes, nichts Angelerntes und Anempfundenes, sondern alles aus Offenbarung. So wie sein Feld und Meister Goethe einmal sagte: „Alle Werte meines Lebens sind Offenbarungen gewesen“, so ist auch im Dichten — Empfangen gewesen. Und er konnte empfangen, weil seine Seele der reine Spiegel gewesen ist, der das Bild Gottes in heiliger Blut widerpiegelte.

In unsere wirre, zerrissene Gegenwart mit ihrem Empfinden tiefster Unseligkeit und völliger Ratlosigkeit dem Weltgeschick gegenüber muß diese Dichterpersönlichkeit hineingestellt werden, die in den sammervollen Werktag, unter dem wir seufzen, die große Stille des ewigen Feiertags hineinträgt. Des Feiertags, in dem die deutsche Seele genesen kann!

Paul Jaeger / Ueberlieferung und Gnade.

Unter den Dichterworten gibt es, wie unter den Bibelworten, gute alte Bekannte, die verschlossen und unverstanden durch die Jahre mit uns gehen, bis sie sich in stiller Stunde leicht und knospighaft erschließen. So ist es mir mit dem bekannten Worte Goethes einst gegangen:

Ein holder Born, in welchem ich bade,
Heißt Ueberlieferung, heißt Gnade.

Ich konnte lange den Zusammenhang der beiden, die so eng vom Dichter verbunden sind, nicht entdecken und wußte doch, daß dieser große Aufrichtige nichts sprach, was er nicht meinte. Zehn Jahre sind es nun, seit das Leid den Sinn des Wortes klärte. Das Leid, das Hermann Desjer so gern „den großen Augenöffner“ nannte. Als seit jenem 3. Februar von Jahr zu Jahr die Behmut wuchs, — nicht die Behmut, ihn verloren zu haben, denn mit jedem Jahre wächst die Gewißheit seiner unverlierbaren Nähe; aber die Behmut, einst seine sichtbare

Nähe nicht tiefer und dankbarer noch ausgelebt zu haben; — da stieg leise die dankbare Freude an jeder deutlichen Spur dieses lebendigen Lebens, an jeder Zeile seiner Hand herauf. Und jeder Streifen Ueberlieferung, an dem dieses segnende Leben wieder hell aufleuchtete, jeder Brief und schnelle Gruß wurde zum Geschenk, zur Gnade.

So sagten unsere Väter, und sie haben einst noch den Klang herausgehört, den wir längst verloren haben: den schönen Klang der freundlichen Nähe. Denn in Gnade klingt noch heute das nah, nahe kommen und sich freundlich zu uns neigen.

Kommt er nicht wirklich in jedem Stück Ueberlieferung aus seinem tiefen Leben, in Worten, Briefen und Büchern mit seinem freundlichen Ernste uns immer wieder nahe? Der Kreis von Menschen ist in stetem Wachsen, die an den klaren, tiefen Quellen, zu denen er so gerne leitet, Erquickung finden. Wie viele haben es in den letzten Jahren ausgesprochen, daß

sie durch die Berührung mit diesem leideseigneten Leben sich begnadet fühlen!

Beim Blättern in alten Papieren ist mir dieser Tage ein Stück lebenswarmer Erinnerung an den Heimgegangenen in die Hände gekommen, der Bericht über einen Vortrag, den er am 24. Juni 1897 im Schwabenlande gehalten hat. Rudolf Herms, der treue Freund, hat es uns in aller Stille überliefert und bewahrt. Da steht auch ein Satz für diese unsere trüben Tage: „Es muß eine Verschwörung aller derer geben, die zum Wiederaufbau der Gemeinsamkeit helfen wollen.“ Und er setzt hinzu — sicherlich überraschend für Viele: „das einfachste Mittel hierzu ist die Hausandacht“. Freilich er wußte: „unsre so sehr aufgeweckten, mutigen Männer schämen sich, unter der Lampe aus der Bibel vorzulesen.“ Allein er bleibt bei seiner Forderung. Aber „bei den vorhandenen [Andachts-] Büchern ist schmerzlich zu vermissen, daß Briefe großer und guter Menschen nicht benutzt worden sind, wo doch gerade in diesem Austausch jugender und sicherer lebendiger Menschen für konkrete Lebensfragen wundervolle Schätze verborgen liegen: Briefe Carlyles, Kingsleys usw. Auch viele schöne weltliche Bücher haben wir, die noch nicht ausgebeutet sind. Nicht nur Theologen haben Gott erlebt, sondern viele andere, gewaltige Menschen. Wie erkennen wir Gott? Wie eine Hausfrau, die ins Zimmer tritt und sofort weiß: hier sind Rosen, hier Veilchen gewesen. Wir sehen in die Welt und erkennen: hier ist Gott, und da ist Gott. Das heißt Gott erkennen: seine Spuren merken, in dem man in die Welt hinaustritt. Und die Leute, die so Gottes Spuren aufgefunden haben, sollen und können uns helfen.“

Er ahnte damals nicht, daß auch er für uns dazugehört, zu

Margarete Wirner / Hermann Dejer, der Lehrer.

Leuchtend steht ein Bild uns vor Augen — als ob statt langer, schwerer Jahre nur Tage uns von ihm trennten. Hermann Dejer hat nicht auf Zeit gewirkt, sondern auf Dauer. Sonst könnten wir heute nicht beschäftigt werden, was wir als halbe Kinder einst zu seinen Füßen ahnten: daß er uns fürs Leben etwas sein werde.

Mit dem köstlichsten Humor trat er in unsern Kreis mit der Herausforderung seines so auf den Grund gehenden Wesens. Es gab bald Entscheidungen für oder gegen ihn. Gleichgültig konnte ihm niemand gegenüberstehen. Die Art seiner geistigen Herausforderung duldet keine Abseitsstehen, keine Indifferenz. Und Freund und Feind umfaßte er mit seiner großen Menschengüte, die ihm wie warme Sonne aus den Augen strahlte. Wie konnte er sich mit den Freunden freuen, und mit welcher Gerechtigkeit trat er denen gegenüber, die ihn ablehnten!

Die Köpfe dampften noch vom Geseht mit den Finessen des verfeinerten Konjunktiv oder den seitenslangen englischen Serien, die eifrige Sprachlehrerinnen oft ohne jeden Erfolg hineinzuhämmern versuchten. Man balgte sich mit widerpenstigen Daten der französischen Revolution, die ein frischgebakener, freudbegeisterter Lehramtspraktikant mit mehr als Enthusiasmus in den Saal geschlendert hatte. Mit Kirchenliederdichtern setzte man sich auseinander, die so unheimlich fruchtbar gewesen waren, daß nur ein patientierter Theologe all die Niederaufänge mit ihren Schiffen im Gedächtnis festhalten konnte.

Da trat Hermann Dejer ein, und der träge, geplagte Klassenpuls verdoppelte sein Tempo — ein Ruck zur Freude ging durch alle Herzen. Ein Lied wurde angestimmt, ihm zum Gruß, der so muskelfroh war, uns allen zur Erhebung aus dem Glend geplagten Schülerdaseins. Dann sah er vor uns, ein Bild deutschen, echten Wesens, mit dem lichten Haupt, das sich von dem feierlichen Schwarz der Kleidung scharf abhob. Die Erscheinung eines feinnervigen Aestheten, der mit beiden Füßen in der Wirklichkeit steht und doch keinen Alltag kennt. Die nervösen Hände nestelten an der Uhr, die er mit pedantischer Regelmäßigkeit neben sich auf das Katheder legte, ehe er seinen Vortrag begann. Dann kam die Reflektierung der Truppe! Mit einem Blick, den nur wenige Lehrer haben, überfah er seine Schar, und wußte genau, wie die Klassenstimmung war. Er hatte den Hellsehblick des wahren Lehrers, der dem Schüler auch die außerschulmäßigen Schicksale von der Stirne liest, und ihm mit seinen Gaben ein Äquivalent gibt für die Leiden des Lehrens.

Wenn er dann zu reden begann, sei es über religiöse, literarische oder pädagogische Fragen, hatte man immer den Eindruck, als ob er aus der Tiefe seines Wesens von eigenen Erlebnissen rede. Selbst Biographien langweiligster Art waren von seinem warmen Erleben so durchdrungen, daß sie fast nicht

den Leuten, „die Gottes Spuren aufgefunden haben und uns nun helfen können.“ Vielmehr: er selbst ist uns eine Spur Gottes geworden. Wenn Gott die heilige Einheit von freudlichem Ernst und Kraft und Güte ist, so haben wir Gottes Leuchten aus seinem Wesen verspüren dürfen, ein Leuchten, das er selbst empfand als Gnade. Wenn „Frau Emma“, seine „herzliche Hausfrau“ und Hüterin aufgehobener Schätze dem wartenden Kreise eine Türe nach der andern aufgeschlossen haben wird, dann wird wohl auch einmal einer der Freunde das Andachtsbuch schaffen, das Hermann Dejer damals ersehnt hat! „Die große, heilige Musik der Bibel“, begleitet vom Echo der Briefe und Gedenkblätter reiner, fester, frommer Menschen. Er, dem wir heute so herzlich danken, soll uns selbst zu der stillen „Verschwörung zum Wiederaufbau der Gemeinsamkeit helfen“, indem er uns immer mehr zu gemeinsamer Freude um das schöne Leuchten sammelt, das aus tiefer Herzens- traurigkeit heraus ihm und uns geschenkt wurde. Er ist „zu Gott gelangt“, — nicht erst am 3. Februar vor zehn Jahren. So ist er eine leuchtende Gottesspur geworden auf dem Wege, den sein geliebter St. Martin ihn gewiesen hat: „Wenn Du zu Gott gelangen willst, mußt Du Dir nicht den Kopf zerbrechen. Du mußt Dir das Herz zerbrechen.“

Er hat dieses Wort an jenem Johannistage 1897 ausdrücklich genannt. Es war ihm herzlich und schmerzlich vertraut. Nun tröstet er uns damit, denn wenn uns das Herz zerbrechen will unter einer bitteren Not, so erlindert er uns in seiner freundlichen, immer hilfsbereiten Art, daß wir gerade dadurch zu dem gelangen sollen, der für immer froh macht.

Je mehr wir solcher Ueberlieferung einer wahrhaftigen Gottesspur von Herzen froh werden, desto lieber und klarer wird uns Goethes Wort:

Ein holder Born, in welchem ich bade,
heißt Ueberlieferung, heißt Gnade.

mehr als solche wirkten. Stets sprach er aus der Fülle seines eigenartigen, starken Gedächtnisses heraus, dem Daten und Zahlen niemals Schwierigkeit machten. Nie trug er eine Notiz bei sich.

Ehe Hermann Dejer anhub zu reden, hatte er eine kleine Stille nötig. Es war für uns die Stille schönster Erwartung. Dann war es, als ob sein ganzes Sein sich vertinnerlichte und untertauchte in Problemen, die unlösbar, von ihm nun in tiefen Gleichnissen sollten dargebracht werden. Die Welt um sich hatte er dann für kurze Sekunden vergessen, um dann mit leuchtender Beschwingtheit einzudringen in die Botschaft des Tages. Die Art seines Vortrages war nicht herkulische Kraft, männliche Sieggewißheit. Seine Stimme war die des vernünftigen Aestheten und machte gewaltigen Eindruck, ohne zu verblüffen. Seine Rede war lebendig, eindringlich und, ohne pathetisch zu sein, von sakramentaler Getragenheit. Die Sprache Dejers war klar und sehr bilderreich. Er liebte Paradoxe. Er benutzte sie gern, um selbstsichere Egoisten aus ihrer Selbstherrlichkeit anzuschreden. Damit verblüffte er oft die, welche ihn nur oberflächlich kannten. Wer aber seinen ganz wunderbar produktiven Humor und seine Freude am Paradoxen kannte, hörte mit Genuß die oft bizarren Gebilde seiner Phantasie. Seine bildhafte Sprache war für seine Schüler die Quelle großer Freude. Er gab damit mehr als mit den kunstvollsten Definitionen.

Hermann Dejer übermittelte seinen Schülern nicht Wissen allein. Die ethische Wirkung seines Unterrichts war ihm Hauptzweck. Wie wenig liebte er es, wenn seine Vorträge im Stenogramm festgehalten wurden, und wie freudig begrüßte er es, wenn die Bleistifte ruhten, und er Auge in Auge mit seinen Hörerinnen saß. Was er geben wollte und gab, war nicht die Reife für ein Examen, sondern für das, was nachkam. Er erzog die ihm Anvertrauten für ein Leben in wahrer Menschlichkeit und selbstbewußter Eigenart. Wie hat er gekämpft gegen alle Gleichmacherei und Schablonisiererei im Anstaltsleben! Nie können wir vergessen, wie glücklich er sein konnte über jedes Zeichen eignen Wegebahns bei seinen Schülern. Unprogrammäßigkeit, Kampf gegen Ueberkommenheiten, er hat sie stets unterstützt! Auch wenn es gegen ihn selbst ging, hatte er Anerkennung bereit. Er selbst hatte den Mut der Wahrheit und war stets bei der kleineren Zahl. Wer ihn feminin nennt, hat nur dann recht, wenn er unter Männlichkeit das Recht des Elbogens und lautes Maulheldentum versteht. Wenn uns einer stark gemacht hat für die Kämpfe, die auf das Weiß der Jetztzeit in reicherem Maße warten als auf den Mann, so war er es. Frauenrechtlerinnen gingen zwar kaum aus seiner Schar hervor. Dafür hat er echtes Weibstum zu hoch gewertet. Die Frauen, die aus Dejers Erziehenden hervorgingen, sind ihre Rechte im eigenen Wesen: im helfenden Weibstum und in der Mütterlichkeit.

Wunderbar war es, zu beobachten, wie Hermann Dejer es verstand, auf die Eigenart seiner Schüler einzugehen. Mit dem hellstichtigen Blick seiner gütigen Augen mußte er sofort um das Seelenleben eines jeden Menschen. Wie starrten wir, mit welchem Reichtum an Menschenkenntnis er aus betümmerten Augen und schweigendem Munde häusliche Misere der Schüler erriet! Wie wunderbar zart konnte er darüber sprechen, ohne zu verletzen, wie lind half er oft, ohne zu sprechen.

Wo er in seiner jungen Schar ein unterdrücktes Talent oder aufstrebendes Künstlertum entdeckte, wie hat er es gesucht, ans Licht gehoben! Und wie unaufdringlich und selbstverständlich war seine Hilfe! Begeistert hat er auf alle gewirkt, deren Phantasie nach Ausdruck rang, und manche Zunge hat er gelöst, die in kleiner Mutlosigkeit sich frant schwieg, weil keiner sie reden ließ. Ebenso hat er Ausgebläsenheit und freche Borniertheit zurückgewiesen, sie zu heilen versucht mit seinem linden Humor. Freche Dummheit hat er mit beißender Satyre verfolgt. Dennoch verlor er sich nie im Verneinen. Seine große Menschengüte, die der stärkste Zug seines Wesens war, suchte auch hier zu verstehen, und wo ein Mensch nur irgend noch zu fassen war, da fand ihn Dejers wahres Menschentum.

Es gab keine Fragen, über die er nicht mit seinen Schülern gesprochen hätte. Engherzigkeit und ängstliches Umgehen heikler Themen waren ihm fremd. Wir hatten alle den Eindruck, daß es keinen Menschen gäbe, der menschlicher fühle und dabei erhabener sei über alles Alltägliche wie dieser Mann! Wie meisterte er das Leben und wie wenig berührten die Bogen äußerer Geschehens seinen inneren Menschen! Wie besetzte er alles Kleinliche mit der Kraft seines gewaltigen Humors. Nie hat er die Distanz verloren und doch fühlten wir uns mit keinem Lehrer inniger verbunden als mit Hermann Dejer.

Als er uns entließ in die damals auf neugebaute Lehrrinnen harrende Welt, wie humorvoll-wehmütig waren seine letzten Worte! Wie hat er uns noch einmal hart gemacht für das, was in Odenwaldnestern, Rheindörfern und im Hogenwald auf uns unerschaffene, begeisterte Kinder wartete. Und trotzdem, wir verstanden Dich damals nicht, Hermann Dejer! — Erst in späteren Jahren, als das Leben uns zwischen die Mühlsteine des Alltags stieß und uns allein ließ mit unserer Schulweisheit, da gingen uns Deine Worte auf wie eine Saat, die nun gemäht werden kann. Da wußten wir erst, was für ein Lehrer Du uns warst mit Deiner Arbeit auf Ewigkeit.

Zu den schönsten Erinnerungen aus unserer Dejerzeit gehört eine englische Literaturstunde, in der Dejer über Tennyson, den Lyriker jenseits des Kanals sprach. Am Ende der Vorlesung trug er uns seine eigne Verdeutschung eines Tennyson-Vledes vor. Es war das wohlwolle „Crossing the bar“. Er hat es zart und fein verdeutscht und mit herzbeugender Eigenheit vorgetragen. Es ist ein Lied von der Heimfahrt in ewiges Land. Wie Todesahnung ging es durch unsere Reihen und zurück zu ihm, ohne den wir unser Schulleben nicht denken konnten.

Als es einige Jahre darauf Wahrheit wurde mit seiner Heimfahrt in ewiges Land, und er die vielgetreuen Augen schloß, war der Schmerz unermesslich. Heute haben wir uns durchgerungen zu jener Verklärung des Schmerzes, die man fast Freude nennen könnte. Freude an der Ewigkeit des geliebten Toten. Denn es ist uns in den Jahren, in denen wir ihn wissen, zur Gewißheit geworden, daß Hermann Dejer auch auf Erden eine ewige Stätte hat. In unserer Erinnerung lebt er sieghaft fort und ist uns allen Helfer und leuchtender Weiser zum Ziel.

Margarete Wirsner / Zum 3. Februar 1922.

Dauernd sind die Spuren Deiner Füße
Und es klingen in uns nach die süße
Traumbefangne Melodie
Deines Wesens, das uns nie,
Auch in bangen Notgezeiten hat verlassen. —
Stehen lehrtest Du — und lassen.

Doch Dein Haß war Kraft, war nicht Vernichtung.
Der Gefühle herrlichste Verdichtung
Spürten wir, wenn Du verneintest.
Und der Feind, des Irrtum Du beweintest,
War Dir heilig auch in seinem Wahn
Und Du segnetest die irre Bahn.

So verbinden uns die ewgen Brücken
Und kein Himmel kann Dich uns entrücken,
Keiner Urne Marmor schließt Dich ein.
Bist durch aller Tage Pein,
Durch die Zeiten bänglicher Verwirrung
Führer uns zum Ende aller Irrung.

Wer zu Füßen je Dir saß,
Von des Lebens Irrsal ganz genaß.
Denn Du kanntest aller Weisheit Siegel,
Sahst die Welt im hellen Spiegel,
Frei von menschlicher Verblendung
In des Werdens nie vollendeter Vollendung.

Gabst uns jenen Wunderblick
In verworrenstem Gesicht
Stets den ewgen Sinn zu finden,
Ewigkeit zu sehn im Schwinden,
In der Menschheit Spielgetand
Des Ewgen Hand.

Aus Werken von Hermann Dejer:

Am Wege und abseits Vom Tage, Vom heute gewesenen Tage, Lebensspiegelungen. Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse.

Alle drei Bücher bei Eugen Salzer in Heilbronn verlegt.

Eine arme Seele.

Am jüngsten Tage trat eine auferstandene Seele mit ruhiger Zuversicht auf den Herrn zu; nicht, daß sie stolz gewesen wäre, oder dreist, oder eitel, nein, sie hatte ihr irdisches Leben lang gedacht, daß sie am jüngsten Tage auf Gottes Seite stehe.

Der Herr aber sah sie ernst an und sagte: „Wer bist du?“ Da erschraf die Seele und sagte ängstlich: „Ach, lieber Herr, kennst Du mich denn nicht?“

„Nein,“ sagte der Herr, „ich kenne dich nicht.“

„O, mein Herr und Gott,“ sagte nun die arme Seele, „weißt Du denn nicht mehr, daß ich jeden Montag, den Du in die Welt sandtest, im Klaververein war, und Dienstags in der Krippe, und Mittwochs in der Volksküche, und Donnerstags im Missionsverein, und Freitags im Paramentenverein, und Samstag im christlichen Lesesaal und Sonntags in dem Verein für Bewahrung schulenlassener Mädchen?“

Das Letzte sagte sie schluchzend zweimal und setzte dann trostlos hinzu: „Ach, Herr, weißt Du denn gar nichts mehr davon?“

„Seele,“ sagte der Herr, „so oft ich dich besuchen wollte, warst du nicht zu Hause.“

Zwei Fragen und zwei Antworten.

„Was ist die Bestimmung des Menschen? Nun rasch die Antwort, rasch und nicht feierlich!“

— Feierlich und so viele Worte, als die Sache sie nötig macht!

Ein jeder soll darnach trachten, daß sein Nächster Friede und Heiligkeit aus ihm gewinne. Jeder sei für seinen Nächsten ein Beweis für die Wirklichkeit des Ewigen, für das Dasein Gottes!

„Wer aber ist mein Nächster?“

Jeder, mit dem du sprichst, jeder, der dich sieht.

* * *

Herz, vom Wasser lerne du deine Pflicht und deine Ehre:
Auszufüllen rollt es hin, wo nur irgend eine Leere.

Herz, vom Wasser lerne du fromm dein göttliches Geschick:
Durst und Reinheit suchen beide seine Blut mit heißem Blicke,

Herz, vom Wasser lerne du angst- und sehnsuchtsvoll das Ende:
An der Sonne sterbend, kehrt es heim zum ewigen Gelände.

Die Sperlinge.

Ein Sperling hatte sein Nest in den Mauern eines schönen, neuen Hauses aufgeschlagen und andere Sperlinge neben ihm. Denn die Wand zeigte noch die Läden in der Mauerung, in denen die Querbölzer des Langerüstes geruht hatten. Der Sperling hatte Junge in seinem Neste, sehr niedliche, aber noch sehr uniluge Junge. Er suchte ihnen eben die Augen für und über die Welt zu öffnen. Das älteste der Jungen fragte: „warum wohnen wir an diesem Hause? warum nicht wie der Better Fink an einem Baume?“ „Kind, sprach der Alte mit ernster Miene, unser Nest ist nicht an diesem Hause! Das Haus ist um unser Nest herumgebaut!“ „Warum ist das große Haus um unser kleines Nest herum gebaut?“ fragte der Junge. „Weil der Mensch“, sagte der Alte, „weil der Mensch weiß, was er an uns hat, und was er uns schuldig ist.“

Du sollst dir dein zweites Motiv bewußt machen.

Das erste Motiv kennt jeder, es ist so oft recht harmlos, und man gibt es ohne weiteres preis. Aber das zweite, das hinter dem ersten verborgen liegt, wie die Zeigerfigur hinter der Schießscheibe, von dessen Gegenwart und veräflischer Wirkksamkeit die wenigsten wissen, das ist unser heimlicher Feind. Achte doch darauf, wenn du wieder eine einflussreiche Persönlichkeit mit besonderer Ehrerbietung grüßest. Stütze doch nur ein wenig, wenn du am ersten Neujahrstag nach der Pensionierung deines Vorgesetzten, dem du so oft deine bleibende Verehrung und Dankbarkeit brieflich zu erkennen gegeben hast, ganz nativ die Zusendung der Neujahrskarte unterlässest, weil du mit keinem Gedanken daran dachtest. Es fragt

sich jemand um Rat, und du erteilst ihn rasch und gern; merkst du denn gar nicht, daß die Befolgung deines Ratsschlages dir übermorgen, in fünf Monaten, in zwanzig Jahren einen Vorteil einbringen wird?

Das zweite Motiv! Es ist in dem Nufkern, aus dem dir der Baum erwächst, der zwar unsichtbare, aber gerade erst das Leben verleihende innere Kern.

Du sollst kein Pflasterchen schmieren.

Es gibt eine Wahrhaftigkeit, die auf Gefühllosigkeit ruht; diese tut weh; eine, die auf Mangel an Menschenkenntnis ruht, diese betrübt den Betroffenen. Ich hoffe, keine dieser Wahrhaftigkeiten ist diejenige, die du pflegst. Die rechte Wahrhaftigkeit erhält ihr Wort diktiert von der Einsicht in die pädagogische Wirksamkeit des rechten Wortes, vom Mitgefühl für die Wirkung, die die unbarmherzige, wahrhaftige Wahrheit auf den Betroffenen ausübt, und von inniger Liebe, die nur wehe tut, um zu heilen. Zu dieser Wahrhaftigkeit entscheide dich noch heute, gleich jetzt, und entsage dem Pflasterchen-schmieren, mit dem du seither verzichtetest, ein wahrer Freund, Erzieher, Arzt und Seelsorger zu sein. Ist denn „recht nett“ die Antwort, die du einem verfehlten Versuche gegenüber haben darfst? Schweigen darfst du; aber wenn du redest, dann muß dein Wort anerbauend und nicht einflussend sein. Warte nur, mein Freund, was du am jüngsten Tage erleben wirst, wie da irdische Handlungen, die der Oberlandesgerichts-präsident als „Verbrechen“ bezeichnen mußte, kaum beachtet werden, wie aber deine „recht nett“, „ganz lieblich“, „nicht übel“, „gar kein schlechter Anfang“ so tief die Waagschale deines Gerichtes hinabziehen werden!

Hermann Erich Busse / Schwarzwälder Maler.

Die Eigenart des Bauern, seine Hausgewohnheiten, die Abgeschlossenheit, der Bastlersinn der Schwarzwälder wie der Baaremer ließen Sitten und Brauch und so auch die eigene Kunst bestehen, die sich urwüchsig noch bis in die siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts behauptete.

Wohl ist diese bäuerliche Kunst oft „hausbacken“, doch kernig und gesund, und weist Persönlichkeiten und Werke auf, deren geistige Verwandtschaft mit den alten deutschen Meistern des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts ausfällt. Dionys Gantler aus dem Eifenbachtal, die Brüder Lukas und Joh. Baptist Kirner aus Furtwangen zeigen erstaunliche Leistungen; Gantlers Stärke liegt in seiner kaum übertroffenen koloristischen Feinheit, der leider noch unbekannte Lukas Kirner zieht an durch seine lebhaftige Auffassung, die eindringliche Seelenschilderung wie durch die kräftige Charakteristik, während sein Bruder Joh. Baptist, der eigentliche Genremaler des Schwarzwaldes, durch seine klare Zeichnung und die seltene Komposition packt. Heimatmaler blieben sie auch in der Fremde, verwurzelt mit der Scholle und ihr treu, am stärksten aber blieb auch ihre Kunst in der Darstellung der urwüchsigsten Bauerngestalten und des reichen Volkslebens. Selbst Kaver Winterhalder verleugnet in manchen seiner Gemälde nicht das Erbteil, das ihm der Wald mitgegeben, obwohl er zur „großen Malerei“ überging, ja, der Menzenschwander ward der gefeiertste Maler der damaligen Aristokratie. Und Hans Thoma, der großgläubige Heimatmaler und liebereiche deutsche Meister ragt heraus und ist dabei dennoch zäh und stark der stille Wäldler aus Bernau.

Gerade unser Altmeister weist durch seinen eigenen Aufstieg auf die Herkunft unserer Bauernmaler, von denen abzustammen er selbst fast glauben möchte. Wir kennen die kunsthandwerkliche Tätigkeit der Hergottsschnitzer und Uhrmacher, auch die zierlichen Spinnrädchen der Dreher, wir staunen aber, wie stark seit alters her Stift und Pinsel im Schwung war bei den Hinterglasmalern und Uhrenschilddmalern des Schwarzwaldes und der Baar.

Der gesteigerte Außenhandel mit den weltberühmten Schwarzwälder Uhren vervollkommnete deren technische Ausgestaltung. Darin Schritt zu halten versuchten auch die Maler: Sie schmückten ihre Schilder allmählich mit bunten Blumensträußen, mit Genrezenen und kleinen Landschaften. Der alte Wandertrieb der Glasträger und Uhrmacher pulste aber auch stark im Blute der Schilddmalers. Auch sie, besonders die Begabten und Strebsamen, drängen hinaus in die weite Welt, und manche lernten auf der Walz in Wien und München, später in Karlsruhe erstaunlich viel und eroberten sich die Bildniskunst. Für diese schuf die Entwicklung wieder ein reiches Arbeitsfeld. Durch die Berührung der kleinen Industriestädte Lenzkirch, Neustadt, Böhrenbach, Billingen, Donaueschingen, Hüfingen usw. mit der großen Welt wuchs die Wohlhabenheit der Bürger und Bauern. Die regere Bildung brachte das Bedürfnis nach Familienbildern stärker. Nicht nur

Fürsten, auch Bürger und Bauern ließen sich malen und hüteten wie ein Heiligtum ihr Konterjei. Meist wurden die Uhrenschilddmalers mit diesen Aufträgen betraut. Gelang dann die Ausführung bis zur gewünschten „auffallenden Ähnlichkeit“ selbst in der Darstellung der Tracht, fand der Malersmann Lob und Schätzung, vor allem auch eindringliche Empfehlung an Verwandte und Bekannte.

Eigenartig, typisch geradezu sind die Fälle, daß in vielen Familien Handwerk und Kunst sich vererbten von Generation zu Generation; so sind Dilger, Kirner, Laule alte Uhrenschilddmalernamen, aus denen unsere Schwarzwälder Künstler hervorgingen. Lucian Reich, der Baaremer Maler, der uns viel Wertvolles an Bildern und einen reichen Vorrat an volkskundlichen Schriften hinterlassen, erzählt in seinen „Wanderblüten“ die Geschichte Anton Kirners von Friedenweiler, dem Mitbegründer der eigentlichen Uhrenschilddmalerei, und Lucian Reichs eigne Ahnen gingen den Weg vom Bauern und Schnitser zum ländlichen Künstler. (Wal. Pyramide Nr. 17/18/1920, Die Red.)

Von großem Einfluß auf den Schöpfergeist und Wirten der Schwarzwälder Maler ist neben der gepflegten Tradition die gesunde Kultur der Landstädtchen, vor allem: Donaueschingen und Billingen, „vor dem Wald“ und Freiburg, „hinter dem Wald“. Der Einfluß der Volkschriftsteller Hebel, B. Auerbach, Alb. Stolz und Hansjakob wirkt befruchtend auf ihr Schaffen, und zwar oft gegenseitig. Gerade die Zeichnungen von Wilhelm Dürr, dem Älteren, zu den Werken von Alban Stolz gehören zum dauernden Besitz deutscher Kunst.

Seltener sind oft die Lebenswege, die diese Maler gehen mußten, vom Schicksal geschlagen. So kam der Neustädter Karl Heine durch die Berührung mit der Großstadt als Mensch und Künstler ins Wanken und suchte in den deckenden Wellen des Meeres den Tod auf der Ueberfahrt nach Amerika. Einen bewegten Aufstieg nahm Joh. Bapt. Seele aus Hüfingen, der kränklich, schwach und arm dennoch nicht seinen Drang zum Zeichnen und Malen unterdrücken konnte. Dohngalle vom Metzger, Ziegelstaub vom Vater-Korporal und Tinte wußte er sich immer zu verschaffen und malte damit lange Zeit seine ersten Bildchen. Später gab er Bildnisse und Landschaften, ja selbst kirchliche Gegenstände, bis er durch fürfällige Unterstützung emporstieg zum Schlachten- und Hofmalers, zum Direktor einer württembergischen Gemäldegalerie. Leider ist er nicht mehr zur Heimat und ihrer Darstellung zurückgekehrt. Der vortrefflich begabte Dögginger Ignatius Weiser ging am Leben zugrunde. In die Nacht des Wahnsinns sank Karl Sandhaas, jener „narrische Mann von Hasle“, den Hansjakob in einer seiner Erzählungen festhält. Einem Raubüberfall in einem Neunorfer Hotel fiel Karl Eglau, einer der wenigen Landschaftler, der viele Aufträge in der Waldkircher Gegend ausgeführt hatte, zum Opfer. So reiht sich Lebens- und Künstler-schicksal aneinander, vom herb-derben Wolscher Jof. Moier bis hin zum allgütigen, heimattreuen Bernauer Hans Thoma.

Prof. Dr. Wingenroth hat zum ersten Mal („Schwarzwälder Maler“, Heimatzeitung 19, Vom Bodensee zum Main. Verlag der G. F. Müller'schen Buchhandlung G. m. b. H., Karlsruhe) all diese eigenwilligen Köpfe und deren Werk zusammengestellt, zusammengesucht auf Fahrten kreuz und quer durch Wald und Baar, und überrascht mit erfreulichen Ergebnissen

auf diesem Gebiet der Heimatsforschung. Anregung und erfüllende Heimatliebe kristallisiert sich daraus und führt zu selbsttätiger Forschung, denn mancher dieser frühen Bauernmaler ist uns völlig unbekannt, in manchem Privatbesitz ruhen, vielleicht gar verstaubt und unbeachtet, wertvolle Bilder tüchtiger Meister.

M. E. Desterling / Badische Bücherchau.

Nr. 33.

Nachzügler vom Weihnachtmarkt, vortreffliche Werke darunter, aus dem Gebiete der Kunst und Literatur, liegen vor mir. Altes und Neues reicht die Hand und streckt sie dem Käufer entgegen. Da ist z. B. die „Kornische Bibliothek“, die Wilh. Fraenger in Heidelberg in verantwortungsvoller Weise berreut. Am wichtigsten für uns ist der von ihm gesammelte Band „Der Bildermann von Zizenhausen“ (Leipzig, Eugen Kienisch.) Zizenhausen liegt droben im Hegau bei Stodach, und so klein und weltfremd das Dörflein ist, wird es doch einmal in die Literatur- und in die Kunstgeschichte kommen. In die Literaturgeschichte: weil Emil Strauß dort lebt, unser vortrefflicher Erzähler, dessen schönste Novelle „Der Schleier“ unlängst in kleiner Auflage (bei S. Fischer, Berlin) herausgekommen ist. In die Kunstgeschichte aber hat Fraenger den Hegauer Ort gebracht. In Zizenhausen sind seit rund 150 Jahren jene kleinen hundertmalen Terrakotta-Figürlein hergestellt worden, wie man sie da und dort in altertümlich eingerichteten Stuben mit ererbtem Hausrat einzeln und gruppenweise auf dem Mensims, dem Wandbrett oder dem Schreibtischfass sehen sieht. Es sind charaktervolle Karikaturen darunter, so z. B. eine Musikkapelle, Bänkeljuden, Bettelmonay u. dgl. Diese Figürlein, etwa eine Spanne hoch, sind alle von ein und derselben Familie mit Namen Sohn im genannten Zizenhausen hergestellt worden. Im Krieg sind die letzten erwachsenen Sprossen dieser Familie gestorben, und der alte Andreas Sohn ist in Not und Kummer verstorben. Wilh. Fraenger hat seit Jahren sich als Kunsthistoriker mit den Zizenhauser Figürlein befaßt und die Ergebnisse seiner Studien in einem reich mit Abbildungen versehenen, schön gedruckten Band niedergelegt. Seine Darstellung erzieht durch ihre klare und doch originelle Sprache sowie durch die Fülle wertvoller Einzelheiten. Er geht auf die Entstehung der Terrakotten ein, auf ihre Vorlagen und zeigt, wie und warum diese plastischen Kalenderbilder nicht bloß bei uns, sondern auch in Frankreich, der Schweiz usw. ihre Liebhaber fanden. Sie begleiten die Zeitgeschichte mit urwüchsiger Satire und schenken sich einen eigenen heiter-grotesken Stil. — Nichtige Grotesken von ausschweifender Phantasie hat Fraenger in einem andern Band der kornischen Bibliothek uns wieder nahe gebracht, der Die trollatischen Träume des Pantagruel in 120 Fragenbildern und einem Prolog Fischards enthält. Das Büchlein ist kulturgeschichtlich sehr interessant, zeigt aber eine gewisse Neigung zur grotesken Satire voraus. (Leipzig, Eugen Kienisch.) — Um einen andern Satiriker, der zugleich ein ernster Bußprediger war, nämlich um Abraham a Sancta Clara oder, wie er in Wirklichkeit hieß, Ulrich Meyerele aus Kreenheinstetten bei Meßkirch, bemüht sich seit Jahren der Schneehinger Professor Karl Verstehe. Er hat jetzt das letzte Werk Abrahams „Die Totenkapelle“ neu herausgegeben, die seit 1729 nicht mehr in Deutschland gedruckt wurde. Die Totentanzbilder, die zum Text gehören, entnahm er den Holzschnitten einer holländischen Uebersetzung von 1767. Abraham a S. Clara ist in diesem Spätwerk nicht mehr ganz der alte Humorist und barocke Wortkünstler. Doch ist seine Beredsamkeit noch bedeutend und hat weder von ihrem Fluß, noch ihrer Fülle und derben Kraft etwas eingebüßt. Anmerkungen und Zusätze gibt der Herausgeber unmittelbar hinter dem Text in eckiger Klammer. (München-Gladbach, Volksvereins-Verlag.) Ein frommes Gedichtbüchlein aus dem Verlag von Ferd. Aker in Wolfach zeige ich mit Vergnügen an: „Es ist ein Reis entsprungen“ von Margarete

Weinhandl. In drei Teilen behandelt es Geburt, Leben und Leiden Christi, aber dahinter singt es das Lied von Maria, einer Mutter Jubel und Weh. Die Verse haben den reinen Klang des Volkslieds voll innerer Empfindung. Das Geschehen wird wie auf einem Bild alter Meister in deutsche Landschaft gestellt, leicht altertümlich ist dann und wann die Sprache. Manche der Strophen rufen nach Musik, und vorgelesen wird das Büchlein gewiß eine tiefe Wirkung erzielen. — Zum Vorlesen für heitere Zwecke empfiehlt sich das neueste Bändchen von August Ganther, Du weckst mich im Schwarzwald. (Stuttgart, Ad. Bong & Co.) Es sind naturwüchsige Gedichte in niederalemannischer Mundart, voll Mutterwitz, gut gereimt, fliegend im Tempo, behaglich von innen heraus. Manches erinnert an die Schlagfertigkeit der Schnadahüpfel. Ganther versteht, eine Anekdote wirkungsvoller anzulauen und er wahrt dabei in den meisten Fällen auch das alemannische Stammes-Element. — In ihre Geburtsheimat, die schwäbische Alb, führt uns die seit langem in Freiburg lebende Schriftstellerin Marie M. Schenk mit ihrem Buch Die Bäuerin an der Staig. (Stuttgart, Strecker & Schröder.) Sein Titel führt ja leicht zu Verwechslung mit Duggenbergs Dorfroman „Die Bauern von Staig“. Aber sonst ist er ganz selbständig und von guter Eigenwüchsigkeit. Es umfaßt drei Erzählungen, deren erste teilweise im Schwarzwald spielt. Diese und die Titelerzählung sind leibliche und bodenständige Charakterstudien. Sie berichten von echtem Heldenstum einfacher Menschen. Ein leichter Anflug von Sentimentalität unterscheidet sie von der wahrhaft komischen dritten Erzählung von den zwei feindlichen Dörfern, die auch Ludwig Thoma nicht besser hätte erfinden und im einzelnen durchführen können. Sie ist ein heiter-satirisches Meisterstück voll launigem Lachen und gesundem fröhlichem Tatsachensinn. — Ein echtes Meisterwerk des Humors jenes stillen und doch kosmischen Geistes für Welt und Menschen in der Art Jean Pauls und Wilh. Raabes, schenkte uns Heinrich E. Kromer mit Gustav Hänslings Denkwürdigkeiten eines Porzellanmalers. (Konstanz, Oskar Wöhrle.) Die Mischung aus liebenswürdigen und unangenehmen Zügen im Charakter des kümmerlichen, biedern und selbstgenügsamen Porzellanmalers ist vortrefflich geraten. Auch die Art, ganz nach und nach sein Neuzeres und seine Familienverhältnisse deutlich werden zu lassen, verrät eine vollkommene Sicherheit des Schriftstellers seinem Objekt gegenüber. Poesie des Kleinlebens und Moral der engen Verhältnisse verwickeln sich zu einer Tragikomödie, in der der Pönnig die Rolle des Schicksals spielt. So entsteht aus vielen einzelnen Zügen, tragischen und humoristischen, sauer-süßen und freundlichen, die Gestalt Hänslings, mit der Biedermeierziele, die von Epikur nicht mit mehr Liebe gemalt sein könnte. — Darf neben dem Kleinleben das Lied von der unendlichen Welt genannt werden? Von Alfred Womberg ist der erste Teil seiner dramatischen Trilogie, nämlich Leon der Weltgesuchte in 2. Auflage erschienen. (Leipzig, Insel-Verlag, 22 M.) Starke Bildkraft der Gesichte, innere Musik der Sprache reifen Schächte der Unendlichkeit auf. Hymnen von Hölderlinscher Pracht erklingen. Einmal-Ewiges, nicht Zufälliges des Tages wird gestaltet. — Vom Mann und vom Weib, von Leander und Li singt Karl Dedel in seinem Gedichtband „Das stille Lachen“ (Konstanz, Neuf & Jtta; 9 M.) Reife Sicherheit der Form befähigen ihn, seinen klugen Gedanken, seinem schönen Gefühl und seiner klaren Weltanschauung Form zu verleihen.

Otto Doderer / Die Seele des Dichters. Ein Gespräch.

Die drei Dichter führen in die Stadt zurück. In reglose Melancholie verummt standen die dunklen Pappeln in der Allee, die, vom Bahndamm abstoßend, wie zwei Reifen riesiger Mönche in die endlose abendliche Ebene hineinführte. Die Dämmerung umschleierte die Landschaft wie ein emsiges Heer unsichtbarer Spinnen.

Sie saßen allein im Abteil, nur mit der Oberfläche ihres Bewußtseins die Eindrücke wahrnehmend, die draußen vor den Fenstern des Zuges flüchtig vorüberhüschten, noch immer schmerzhaft nachsinnend dem dumpfen Schicksal ihres Freundes, den sie soeben auf dem dürftigen Friedhof nahe seinem letzten Häuslein am Waldbrand in die Erde gebettet hatten. Nicht allein der grausame Verlust seines brüderlichen Daseins

bedrückte sie, sondern mehr noch das unaussprechbare Warum, das keiner ahnte und begreifen konnte, das diesen küniglichsten und geistig überlegensten aller Mitmenschen unheimlich unbemerkbar bis zum Weißbluten durch seine, augenscheinlich doch wie goldene Bälle hingeglittenen Tage gekehrt haben mochte und ihn schließlich mit eisiger Faust übermannte, so daß er mit der Angel sich selbst erlöste und mannhaft entschlossen sein Leben stillzustellen zwang.

„Ich denke an die Abschiedsworte, die Kleist seiner Schwester schrieb, bevor er, heiter wie ein Kind am Weihnachtsabend, in den Tod am Wannsee ging: „Die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war . . .“, so meinte nun einer der drei Dichter, ein talent- und geschmackvoller Kopf, der

durch spielerisches Wissen und lebenswürdigen Witz mit Novellen und Essays Erfolg hatte. „Vielleicht starb auch Kleist nicht in einer zufälligen Anwandlung oder infolge einer nur zufälligen Veranlagung, vielleicht brach er zusammen unter der typischen Tragik aller jener potenzierten Menschen, die vermessen genug sind, die Bitternis übermenschlicher Vereinigung auf sich zu nehmen, bis sie ihrem Schicksal nicht mehr gewachsen sind. Andere, Hölderlin oder Lenau, verfallen in geistige Amnachtung, andere, E. T. A. Hoffmann, Grabbe, Günther, Manassant, suchen sich durch Markotika aufrecht zu erhalten, andere, wie der verträumte Mörike, die Bohemiens Verlaine, Peter Hille und Peter Altenberg, spielen ihre Rolle als Mitbürger nur notdürftig und unbekümmert um die Achtung der Alltäglichen weiter, um ganz sich selbst leben zu können, weil sie an dem Zwiespalt zugrunde gehen, Mitmensch und zugleich doch vom Mitleben ausgeschlossener Zuschauer und Nachschaffender zu sein, intensiver als andere Erlebnisse zu empfangen und dann doch Distanz von ihnen zu gewinnen, um sie auf dem Umweg über das abstrakte Denken wieder zu einem endgültigen konkreten Erlebnis umzugestalten, aus ihrem eigenen Erleben und Erleiden Niemen zu schneiden zum Zeitvertreib ihres Publikums. Denn wenn Goethe von den „Bruchstücken einer großen Konzeption“ spricht, oder Schiller sagt: „Alles, was uns der Dichter geben kann, ist seine Individualität,“ oder Zola: Kunst sei „un coin de nature, vu par un temperament“, oder Ibsen: dichten heiße „Gerichtstag halten“ über sich selbst, oder Otto Ludwig: es sei „ein sortgejekteter Kurjus in der angewandten Psychologie“, oder wenn Hille vom Dichter sagt, er sei „immer sprechendes, rastlos bebendes Hirn“ oder Przybyzowski im Rausch Dehmel einen „Hahnrei des Bewußtseins“ nannte, wenn Schopenhauer vom Dichter sagt, er könne machend tun, was die anderen nur im Traum — so meinen sie doch alle jedesmal dasselbe: das, was Kant als „intelligiblen Charakter“ bezeichnet, die entblößte Innerlichkeit eines Menschen, dem das Leben nur Stoff für seine Arbeit ist, Symbol, der sich selbst nur Objekt ist, der nur Medium sein darf, unausgesetzt produktiv, ein ekstatisches Nervenbündel, ein Somnambuler, der wie die Magnethadel im Kompaß zuckt vor Erregung, aber nicht mifführen darf und unverrückbar streng nur stets in einer Richtung weist. Es war kein Gott, der dem Dichter zu sagen gab, was er leidet, ein Dämon hält ihn besessen und zwingt ihn zu jener femininen mimosenhaften Neizbarkeit, zu jener aufreibenden Selbstbeobachtung und Selbstzügelung. Wie anders deuten Sie die merkwürdigen Worte, mit denen Nietzsche im Wahnsinn seine Briefe unterzeichnete: „Ich, der Gekreuzigte“? Diese Wissenden sind wohl dem Tod näher als dem Leben, und es kann für sie unter Umständen eine Erleichterung ohnegleichen sein, wenn die pausenlose Nervenanspannung eines Tages auseinanderplatzt, wenn sie endlich und vielleicht das einzigmal im Leben bedingungslos sich allein gehören dürfen und sie das Labyrinth aller ferneren Hemmungen jauchzend übersiegen in der Erleuchtung: Die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war.“

„Sie übertreiben. Jedenfalls halte ich den Gedanken aber keineswegs für absurd, und auch ich bin der Ansicht, daß der Fall bei einzelnen genialischen Naturen nicht selten möglich ist. Wenigstens werden Genies gewöhnlich leidenschaftlicher von der Dämonie schöpferischer Ekstasität erfaßt werden als bloße Talente, die weniger den allgemeinen menschlichen als äußerlichen künstlerischen Problemen zugewendet sind. Aber bei dem von uns Geschiedenen waren die ursächlichen Eigenschaften gewiß in einem Maße pathologisch ausgeprägt, daß er trotz allem auch in dieser Hinsicht eine Abnormität war. Ja, ich gestehe, daß mich seine Bücher wegen dieser ungesunden Einwirkung geradezu anwiderten, als ich sie zum erstenmal in die Hände bekam. Ich war entsetzt über die Brutalität, mit der er sich vor aller Welt feierte: ein Wüstling, ein Verbrecher, ein Weichling, ein Schwärmer und Heiland, alles in allem, ein Chaos von Liebeserlebnissen und Leidenschaften, Zartheiten, Gemeinheiten und Dünkelhaftigkeiten. Eine besudelte Seele stand nackt vor mir und peitschte sich: so bin ich! ein Sadist, der in Halluzinationen delirierte, ein Bajazzo, der sich selbst überhörte, ein Mensch ohne Schamgefühl, Prostitution, die indessen nicht so infernalisch hätte fesseln können, wenn nicht gleichzeitig aus derselben unerbittlichen Wahrhaftigkeit die geniale Größe der Persönlichkeit und das heroische Ethos entsprungen wären: ego et religio!“

Der Sprecher war eine schöpferische Vollnatur: im Tagesberuf Ingenieur, ließ er sich nicht daran genügen, Brücken aus Eisen kühn zu erdenken und über Flüsse und Schluchten schweben zu lassen, nicht nur daran, die Energieverwertung seiner Arbeiterheere zu organisieren — sein Geist brauchte Raum, um auch ins Transzendente zu schweifen, um die Einsätze, die wie Spannungen, Träger und Rieten in seiner Phantasiwelt auftauchten, in Brücken von Geist zu Geist ineinanderzufügen. Er schrieb dithyrambische Aufrufe, Manifeste an die Massen

und Verherrlichungen der entgötterten Urkraft des menschlichen Willens. „Ich selbst wenigstens,“ fügte er noch hinzu, „habe nie den Drang gehabt, meine Herzensangelegenheiten vor die Säue zu werfen.“

„Sie nähren sich in anderen Ideenflecken“, entgegnete der Literat, „und doch haben wohl auch Sie erst einmal eine Befangenheit überwinden müssen, als Sie angingen, mit den Offenbarungen Ihrer Seele Geschäfte zu machen. Erinnern Sie sich Ihrer ersten Veröffentlichungen. Ueberkam Sie nicht in dem Hochgefühl, sich als Berufener anerkannt zu sehen, ein niederdrückendes Gefühl, als ob Sie sich verstecken müßten, weil Sie nun Ihr geheimstes Inneres den Leuten preisgegeben wußten? Badsische und alte Weiber, Jünglinge und erjahrene Männer, Niederliche und Spießer, Verständige und Nörgler, Stumpfsinnige und Schwärmer, Tausende konnten begaffen, begutachten und sich ergötzen an den Dingen, die Sie Ihrer eigenen Mutter nie und nimmer hätten sagen können, ohne zu erröten. Wie oft mag Schamhaftigkeit der Grund sein für Autodafés, Anonyme, Pseudonyme, Nachlassveröffentlichungen u. dergl.! Schon um dem Rausch des Erlebens sich in der ganzen Gewalt des abgründig plastischen Ausdrucks hingeben zu können, ist es nötig, die angeborene Prüderie abzutreiben und sich frei zu machen. Denn alles Schöpferische kommt vom Gros (fällt doch bezeichnenderweise der Durchbruch des Talentes mit den Reifezeiten des Menschen zusammen), Dichtung zumal, diese Mischung aus Sinnlichkeit und Geist, sei es nun naive oder sentimentalische, subjektive oder objektive Dichtung, Erlebnis- oder ideale Dichtung, Gefühl- oder Sachdichtung. Je mehr sich der Individualismus in den letzten drei Jahrhunderten bei uns auswuchs, umso mehr wichen die außerpersönliche Handlungserzählung und die rein metaphorischen Lyrismen zurück, umso bedenkenloser wirkte sich der Ichmensch aus in psychologischer Analyse. Je feinsüßlicher der Einzelne wurde, umso zügelloser, wollüstiger wurde die Literatur: umso jabsittischer. So steuerten wir in die Dekadence hinein, und sie hatte den Roman im Schlepptau, den aus der Autobiographie hervorgegangenen deutschen Entwicklungsroman und den Roman der jabsittischen Russen. Die Schamlosigkeit der Kinder der 10. Muse, sie trifft nicht nur zu bei Boccaccio, Casanova, Balzac, „Contes érolatiques“, bei der modernen erotischen Literatur, oder bei „Lucinde“ oder „Werthers Leiden“, nicht nur bei Obszönitäten, Vikanterien, Sentimentalitäten und Medisancen. Denken Sie an Strindberg, an Wedekind, an Dostojewski — sind sie nicht schamlos in Ihrem Sinne? Ja, gehen Sie zurück zu den Koketterien Jean Pauls und sagen Sie mir, warum keine, dieser Schamhafte unter den Schamlosen, seinen süßlichsten Gedichten einen blasphemischen Witz als grotesk förenden Schwanz anzuhängen sich genötigt sah, wenn nicht aus Schamhaftigkeit seiner Gefühlseligkeit wegen. Denken Sie meinewegen auch an unseren biederen Dichtersmann Gottfried Keller und seinen „Grünen Hienrich“, beachten Sie die Selbstperfflage im Titel und die Rückhaltlosigkeit, mit der er sich nachher auch niedrige Wahrheiten ins Gesicht sagt. Woher auch seine grimmige Abneigung dagegen, im persönlichen Umgang mit anderen „über Literatur zu schwätzen“! Der Dichter ist eben von Natur aus Feind aller Philistrosität und doch wäre er hingegen kein Dichter, wenn er kein Ethos hätte. Gibt es ja auch raffinierte Dirnen, an denen in manchen Augenblicken eine gewisse hilflose Keuschheit rühren kann.“

Hier warf der Ingenieur scherzend ein: „Ich erinnere mich, vor einigen Jahren in einem Lübecker Blatt ein Inserat gelesen zu haben, das mir bezeichnend erscheint für die Auffassung, die unvoreingenommene Gemüter von dem Thema haben können, über das Sie mir soeben Ihr dankenswertes Privatissimum hielten. Darin stellt ein Hamburger Herr Heinrich Mann seinen Neffen Thomas Mann an den Pranger, indem er folgendermaßen Klage führt: „Wenn der Verfasser der „Buddenbrooks“ in karikierender Weise seine allernächsten Verwandten in den Schmutz zieht und deren Lebensschicksale eklatant preisgibt, so wird jeder recht denkende Mensch finden, daß dies verwerflich ist. Ein trauriger Vogel, der sein eigenes Nest „beschmutzt“. Diese schamlosen Seelen also heißen Dichter.“

Die Beiden lächelten und sahen zu ihrem Reizegefährten hinüber, der sich an dem Gespräch nicht beteiligt hatte. Hungernd und leidend unter seinem Talent, trotz jahrelanger Verbundenheits auch ihnen eigentlich immer noch ein Fremdling, fremd wie irgend ein treues summes Geschöpf, ein stiller zarter Mensch, sah er wie ein Kind und ernst wie ein Greis, fast ärmlich gekleidet, aber kultiviert in jeder Geste, so sah er in der Ecke am Fenster. Die Zigarette zwischen seinen zusammengepreßten Lippen glühte nervös, durch seine Stirn ging eine scharfe Falte wie ein Schnitt, darunter zuckten die Augen fieberhaft wie zwei Krater. Er atmete hörbar. Die Beiden sahen ihn an und schwiegen betroffen.